DIE JUNGENSCHAFT
Blätter für Heimatgestaltung im Deutschen Jungvolk · Berlin · 25. November 1936 · Folge 21

Fahnen und Folgen

FÜHREN UND FOLGEN

DIE JUNGENSCHAFT

Blätter für Heimabendgestaltung im Deutschen Jungvolk / Berlin / 25. November 1936 / Folge 21

Wer Führer sein will,
trägt bei höchster un-
umschränkter Autorität
aber auch die letzte und
schwerste Verantwortung

Adolf Hitler

Spartanische Einfachheit und Härte gegen sich selbst müssen den Führer auszeichnen, damit der Geführte sich willig und gern der Autorität unterordnet. **Adolf Hitler**

Die Gefolgschaftstreue des Herulerführers Fulkaris

Fulkaris war ein junger, tollkühner Führer der Heruler. Seiner Ansicht nach war es nicht die Aufgabe eines Obersten und Gefolgschaftsführers, die Gefolgschaft zu ordnen und aufzustellen, sondern er suchte seinen Ehrgeiz hauptsächlich darin, vor allen anderen sichtbar im Vordertreffen zu kämpfen, sich mit vollem Ungestüm auf die Gegner zu werfen und eigenhändig dreinzuschlagen... So führte er im blinden Vertrauen auf sein Ungestüm und seine stürmische Tapferkeit die Gefolgschaft der Heruler und was er an römischen Soldaten bei sich hatte, völlig ungeordnet in Eile vorwärts, ohne an ein drohendes Unheil auch nur zu denken. Der Frankenführer Butilin wußte von seinem Anmarsch und verbarg im Amphitheater, nicht weit von der Stadt, die mutigsten und tapfersten von seinen Leuten, die er sorgfältig ausgesucht hatte, so daß sie einen furchtbaren Hinterhalt bildeten, stellte Wachen aus und wartete den richtigen Zeitpunkt ab. Als nun Fulkaris und die Heruler schon an den Feinden vorbeimarschiert waren stürzten die Franken auf ein gegebenes Zeichen hervor und griffen den Zug, der ohne jede Vorsichtsmaßregel in größter Unordnung sich vorwärts bewegte, in geschlossenen Reihen an. Die ersten, auf welche sie trafen, stießen sie sämtlich nieder, da diese durch den plötzlichen und unerwarteten Überfall vollständig überrascht und umzingelt waren. Die

meisten merkten gerade noch, in was für eine schlimme Lage sie gekommen waren... Als so das Heer zersprengt war, blieb Fulkaris mit seinen Gefolgsleuten allein zurück und hielt es unter seiner Würde, davonzulaufen. Er zog einen ruhmvollen Tod einer schimpflichen Rettung vor. Ein Grabdenkmal bot ihm eine günstige Rückendeckung. So stand er festen Fußes da und tötete viele Feinde, indem er bald gewaltig vorsprang, bald mit dem Angriff gegen den Feind Schritt für Schritt zurückwich. Er hätte sich auch noch ganz gut durch die Flucht retten können. Als aber seine Leute ihn dazu aufforderten, sagte er: Wie könnte ich des Narses (seines Feindes) scharfer Zunge standhalten, wenn er mich wegen des Hinterhaltes, in den ich geraten bin, der Unbesonnenheit beschuldigte! Er hatte also mehr Furcht davor, gescholten als getötet zu werden, und blieb, indem er sich aufs tapferste wehrte, und zu kämpfen nicht eher abließ, als bis er, von Feinden dicht umdrängt, die Brust von vielen Speeren durchbohrt, das Haupt durch einen Beilhieb gespalten, mit dem Tode ringend vornüber auf seinen Schild fiel. Diejenigen Gefolgsmannen aber, welche bei ihm ausgeharrt hatten, fanden sämtlich über seinem Leichnam den Tod, teils durch eigene Hand, teils von den Feinden überwältigt.

Von der Gefolgschaftstreue unserer Vorfahren bis zu dieser gleichen Haltung der deutschen Soldaten im großen Krieg ist ein gerader Weg, denn es ist unsere Lebensart.

Ein Frontsoldat erzählt:

... Die Jüngeren marschieren nun im gleichen Schritt neben uns. Als wir in Friedenszeiten Soldaten wurden, begann nach der Überwindung des Ungewohnten ein buntes, bewegtes Leben. Wir hatten trotz Drill und Zwang immer den Kopf voller Flausen. Wir sahen Geschütze feuern. Herrlich war das Donnern! Aber dann: Das Bild des ersten toten Kameraden, wie steigerte sich das Grauen, wie fiel da alles ab vom Manne, was nicht mehr standhält auf dem Grat zwischen Leben und bodenloser, flammender Tiefe, wie winzig wurde das Ich, wie furchtbar, entsetzlich trat es da vor uns, das Erkennen: Es geht um Sein oder Nichtsein unseres ganzen Volkes!

Ein zerrissener Mensch sieht nicht gut aus! Und für eine heilige Idee müssen Meister und Jünger maßlos leiden. Erst der, der das weiß und dennoch zu seiner Fahne steht, hat Bestand vor dem Urteil der Geschichte, denn er formt sich selber. Bringt den Kameraden diesen heiligen Ernst bei, damit sie vollenden können, was mit uns begann! Hitlersoldaten, es kann sein, daß uns der Führer eines Tages ruft. Denn noch immer geht es um Sein oder Nichtsein der Nation!

Darum: Bewahrt euch das Vermächtnis der Frontsoldaten — den heiligen Ernst!

Soldat ſein heißt nicht gut ſtramm ſtehen können, ſondern in Haltung und Lebensweiſe ſtraff und gerade zu werden.
Euer Führertum verpflichtet in dieſem Sinne in noch viel größerem Maße!
Der todwunde Leutnant in dem Flexſchen Gedicht „Leutnantsdienſt" ſagt zum Arzt:

„Doktor ... wär' nur mein Herz nicht ſo geſund!
Vom Turnen, Doktor, und vom Wandern und — —
Zwei Stunden, Doktor, hält mein Herz ſich noch, —
ich aber halt's nicht durch ... und m u ß es doch.
Doktor, die Spritze —! Sonſt ... es könnte ſein,
ich ... müßte ... ſchrein. ...
Hier liegen Leute meiner Kompanie ...
Doktor, verſtehen Sie ...! Ich ... führe ... die!
Doktor, ich bin im Dienſt ... Ich kann nicht ſchrein!"
— — — — — — — — — —
Tief ſenkte da der Arzt die Spritze ein ...

Ein Bindeglied zwischen Führer und Mannschaft ist notwendig, wir nennen es Disziplin.

Ein Wille muß uns beherrschen, eine Einheit müssen wir bilden, eine Disziplin muß uns zusammenschließen, ein Gehorsam, eine Unterordnung muß uns alle erfüllen, denn über uns steht die Nation. **Adolf Hitler**

Was Diſziplin iſt, — ob ſie Gehorſam, Übung, Gewohnheit iſt oder gar eine beſondere, ſoldatiſche Art von Mut — das iſt mit noch ſo klugen Worten ſchwer zu deuten; vielleicht aber läßt der folgende Bericht erkennen, was echte Diſziplin, die von innen her gewachſen iſt, zu vollbringen vermag.

In der Seeſchlacht vor den Falklandinſeln, in deren Verlauf das Geſchwader des Grafen von Spee einer vielfachen engliſchen Übermacht erlag, waren die deutſchen Kreuzer vier bis fünf Stunden lang nicht viel mehr als zunächſt bewegliche, ſpäterhin unbewegliche Zielſcheiben für die Kanonen der engliſchen Großkampfſchiffe. Der Feind konnte ſich dank der höheren Geſchwindigkeit ſeiner Schlachtkreuzer und der größeren Reichweite ſeiner hochkalibrigen Geſchütze faſt während der ganzen Dauer des Kampfes außerhalb der Feuerwirkung der deutſchen Granaten halten. Die engliſchen Geſchoſſe heulten aus einer Ent-

fernung heran, die für die deutſche Schiffsartillerie unüberbrückbar blieb. Wohl ſchoß der Feind herzlich ſchlecht, dafür aber richtete jeder Schuß ſeiner Rieſengeſchütze, wenn er traf, um ſo größeres Unheil an, bis ſchließlich die beiden großen deutſchen Kreuzer völlig hilflos und manövrierunfähig auf dem unruhigen Waſſer trieben. Die Kommandanten hatten nun nicht einmal mehr die Möglichkeit, die Stellung ihrer Schiffe zu wechſeln und ſo den Verſuch zu machen, den Engländern ihr Heldenſtück zu erſchweren. Sie mußten die ſchweren engliſchen Granaten über ſich ergehen laſſen und machtlos zuſehen, wie ihre Schiffe langſam zu Schrott verarbeitet wurden.

Und ſo vereinigten denn der „Unbeſiegbare" und der Unverwundbare" — das waren die prahleriſchen Namen der beiden feindlichen Über-Dreadnoughts, die an dieſem Kampf teilnahmen — ihr Feuer auf die treibenden Wracks der deutſchen Schiffe. Wohl war auf der „Scharnhorſt" und der „Gneiſenau" kaum noch ein Geſchütz brauchbar, wohl war weit mehr als die Hälfte der Beſatzung tot oder ſchwer verwundet, aber niemand dachte an Übergabe. Schließlich bereiteten zwei Volltreffer der „Scharnhorſt" das Ende. Doch ſie ſank mit wehender Flagge. Die „Gneiſenau" aber mußte ihr Kommandant ſelber verſenken, da die Engländer es trotz ihrer Übermacht nicht fertigbrachten, ſie in Grund zu ſchießen, und nicht einmal das Wrack des Kreuzers ſollte der Feind haben.

Es dauerte lange, bis die engliſchen Schiffe nun auf dem Kampfplatz eintrafen; zunächſt galt es für ſie, die übrigen Einheiten des deutſchen Geſchwaders zu vernichten.

Inzwiſchen ſchwamm die Beſatzung unſerer Schiffe, ſoweit ſie von den Wirbeln nicht in die Tiefe geriſſen worden, ſoweit ſie nicht tot oder ſchwer verletzt mit den wunden Rieſen zugleich untergegangen waren, in der eiskalten Flut. Es war der 8. Dezember des Jahres 1914, und die Falklandinſeln liegen etwa auf dem fünfzigſten Grad ſüdlicher Breite. Von den Schreckniſſen der vierſtündigen Beſchießung, von der körperlichen Anſtrengung erſchöpft, verſank einer der Männer nach dem andern ſchweigend oder laut in der Flut, bis endlich, eineinhalb Stunden nach dem Untergang ihres Schiffes, der Reſt der Beſatzung eines der deutſchen Kreuzer engliſche Rettungsboote nahen ſah, die nun mit aller Kraft heranruderten um aufzunehmen, was noch am Leben war.

Von neuer Hoffnung gepeitſcht, wandten ſich die Schwimmer den Nahenden zu. Freudige und erregte Schreie hallten über die Wellen, und mit letzter Kraft, mit wilder Anſtrengung ſtrebten die deutſchen Soldaten den Booten entgegen. Es waren immer noch faſt zweihundert Männer, die hier im Waſſer mit dem Tode rangen, und ſie warfen ſich, wie ein Schwarm Fiſche ſich auf die Speiſe wirft, dem Rufe des Lebens entgegen.

Es entſtand ein rückſichtsloſes Gedränge im Waſſer. Jeder wollte der erſte ſein, jeder fühlte ſeine Kräfte aufs äußerſte erſchöpft; die Todesfurcht ſteigerte ſich von Sekunde zu Sekunde, und es war nicht mehr weit von einer Panik.

Ein Offizier, der verhältnismäßig am weiteſten entfernt von den engliſchen Booten im Waſſer rang, erkannte die große Gefahr. Wenn die Schwimmenden die Boote zu ſtürmen verſuchten, ſo ſprach alles dafür, daß die Engländer wenden und davonfahren würden, um ſich vor dem Kentern zu bewahren. Flohen ſie aber die Schwimmenden nicht, ſo mußten die erſten Boote doch ſinken, da alle deutſchen Matroſen ſich dieſen erſten Booten zuwandten und keines von ihnen natürlich groß genug war, ſie alle aufzunehmen.

Und ſo ſchrie der Offizier angſtvoll über das Waſſer und über die vor ihm Schwimmenden hinweg:

„Nicht ſo drängeln, Leute, nicht ſo drängeln!"

Ein Unteroffizier, der etwa fünf Meter vor ihm ſchwamm, hörte die Worte, wandte den Kopf, erkannte den Offizier — und war es nun die gleiche Überlegung, die ſeinen Vorgeſetzten die Gefahr hatte erkennen laſſen, war es ſtumpfſinnige Gewohnheit oder blitzſchnelles Erkennen der Möglichkeit — genug: Der Unteroffizier hob waſſertretend ſeinen Kopf über die Flut, legte die Hände wie einen Trichter vor den Mund und rief mit aller Kraft nach vorn:

„Durchſagen! Befehl vom Erſten Offizier: Es ſoll nicht ſo gedrängelt werden!"

Und die von dem Toben der Seeſchlacht, dem gräßlichen Anblick der von Sprengſtücken zerriſſenen Kameraden, dem Untergang ihres Schiffes, dem Ringen mit dem Meere erſchöpften deutſchen Männer, deren Seelen ſich ſchon bereitet hatten, den Weg ins Unbegangene anzutreten, hörten die bekannte Formel, hörten den Befehl, und ein anderer nahm die Worte in ſich auf, riß ſich zuſammen, ſchrie ſie weiter, und ſo wanderten ſie durch die Schwimmenden dahin und warfen ſich von einem keuchenden Munde zum andern. Wer ſoeben noch verzweifelt um Rettung gekämpft, wer rückſichtslos anderen Kameraden, die ſchwächer waren, hatte zuvorkommen wollen, gleichgültig ob ſie dabei vielleicht zugrunde gingen, gab nun die Worte weiter, bis ſie bei den erſten eintrafen, unverſtümmelt, in vollem Wortlaut:

„Durchſagen! Befehl vom Erſten Offizier: Es ſoll nicht ſo gedrängelt werden!"

Und nun begab ſich das zweite: Nicht nur kam Ruhe über die Herzen und in die Bewegungen der Männer, nicht nur ließen die Kräftigeren die Erſchöpften zuerſt in die Boote ſteigen, nicht nur halfen ſie anderen, die ſchon zu verſinken drohten —: als der vorderſte Schwimmer den Befehl erhielt, blickte er nach vorn, ob vielleicht noch ein anderer vor ihm ſei. Und nachdem er erkannt hatte, daß tatſächlich niemand mehr vor ihm ſchwamm, rief er zurück: „Befehl iſt durch!"

Und auch dieſe Worte wanderten von einem Soldaten zum andern und kamen, wie es die Vorſchrift verlangt, bis zu dem Offizier, von dem der Befehl ausgegangen war.

Und ſo hat ein ſchlecht formuliertes, verzweifelter Sorge des Augenblicks entſprungenes Wort Hunderte von Menſchen gerettet, weil ſie

das in ſich tragen, was man mit einem gewöhnlichen, oft verachteten Worte Diſziplin nennt. Unſere Feinde verſtehen darunter Kaſernenhofdrill. Sie ſpotten darüber, und ſie ahnen doch, daß viel mehr dahinterſteckt als das Hohnwort verrät, denn ſonſt würden ſie dieſen Begriff nicht fürchten. Wer aber von unſerem Blute iſt, wird nach dieſem Bericht ahnen, was Diſziplin unter deutſchen Soldaten in Wahrheit iſt.

Einer muß immer ganz vorne ſein, . . .
dann folgen die andern in langen Reihn!

Einer muß die Trommel am Leibe tragen . . .
Sie poltern laſſen und Parade ſchlagen!

Einer muß das Signal zum Angriff geben
Und die Fahne hoch in den Himmel heben!

Trommel und Fahne reißen mit!
Keiner wird müde-jeder hält Schritt.

Keiner dabei, der den Führer verläßt!
Lacht Kameraden: Unſer Tod wird ein Feſt!

Der Sturm auf Fort Douaumont

Die Sturmkompanien lachten in die Tiefe hinunter. Dort unten hockte Schulter an Schulter die Besatzung und rührte sich nicht. Erst allmählich gewannen sie Leben, und als sie aus dem Graben waren, wandelten sie mit wehenden Mänteln in die Gefangenschaft. Andere Abteilungen aber flohen den Hang hinunter gegen das Fort, bis Schüsse in ihren Rücken krachten. Da warfen sie Waffen und Patronentaschen fort und traten in Gruppenkolonne zur Gefangennahme an, eine letzte Huldigung vor den Deutschen.

Die aber waren nicht mehr zu halten. Sie stürmten dahin, das Fort vor Augen, ihren Hauptmann in der Mitte, mit offener Flanke. Doch fand sich ein Offizier, der die Gefahr erkannte. Er warf Gruppe um Gruppe in ungeheuerlicher Verlängerung, in lächerlich dünner Kette nach rechts, die Leute schossen wie besessen auf die endlos ausrückenden Gegner, die die schwache Stelle der Deutschen wohl erkannt hatten und nun aus dem Dorfe Douaumont ihre Zuaven gegen die Sturmflanke antanzen ließen — bis auf zehn Schritt vor den deutschen Gewehren. Und während sich hier die einzelnen Gruppen verwickelten, blitzschnell ihre Fronten wechselten und immer wieder vorwärts verlängern mußten, ein Schnell- und Wirbeltanz ohnegleichen, stürmte die Mitte unaufhaltsam gegen das Fort.

Sie nahmen eine zweite feindliche Stellung, sie schlugen jauchzend auf die Rohre mächtiger Marinegeschütze, die verlassen dastanden, immer wieder tauchten, wenn sie vor einem feindlichen Graben die Bajonette

zum Sturm einlegten, andere Kompanien vor ihnen und ſchon im Rücken des Feindes auf, und ein doppeltes Hurra vereinigte ſich über dem verwirrten und niedergedrückten Feind.

Doch plötzlich ſtanden ſie. Die Luft ſauſte und kochte, die Erde bebte und krachte. Sie ſtanden vor der Mauer der deutſchen Granaten, die das Fort abriegelten. Ihr Angriffsziel war längſt erreicht, längſt überſchritten, doch ragte hinter der ſchwarzen Rauchwand das Fort. Es war groß wie ein Gebirge; ſie rochen den Rauch, der aus den tiefen Abgründen wallte, ſie blickten in die Feuerklüfte, die den Berg zerſpalteten, ſie ſahen die feurigen Schlangen, die ſich hoch bis zu den Panzertürmen hinaufringelten. Und nun bellten die Maſchinengewehre vom Kirchturm des Dorfes Douaumont herab. Der Feind hatte ſie geſehen, er warf ſie zu Boden.

Unaufhörlich zuckten die Melder über das Gelände. Die Telephontrupps ſpulten galoppierend ihren Draht und meldeten ſelbſtändig, was ſie ſahen. Einer von ihnen lief mit den Granaten um die Wette zum Gefechtsſtand des Bataillons. Dort brach er kniend zuſammen und ſtammelte ſeine Meldung, die vordere Linie habe das Fort erreicht, leide aber ſehr unter eigenem Artilleriefeuer. Der Major ſpricht durch den Draht mit der Front. Er beordert einen Leutnant von dort zu ſich, der Leutnant hetzt heran, beſtätigt. Das Regiment wird angerufen: Artilleriefeuer ſtoppen! Vergeblich. Man hält die Meldung für einen überreizten Irrtum, noch feuert ja das Geſchütz aus dem Südoſtpanzertum des Forts. So blitzen die deutſchen Batterien weiter gegen den Berg, vor dem nun die nicht anerkannten grauen deutſchen Stürmer liegen, ſo nahe, daß ſie ihn mit Händen greifen könnten, wenn ſie nicht durch den Feuerwall hindurchlangen müßten.

Der Hauptmann überlegte nicht lange. Er rief im Sprunge zum Drahtverhau einem Leutnant zu: „Wir ſtürmen das Fort", und dann gab er ruhig ſeine Befehle. Die eigene Artillerie ſchoß weiter, vergeblich ſtiegen die grünen Leuchtkugeln gen Himmel, die Beobachter ſahen ſie im hellen Tage nicht. Als die letzten Patronen verſchoſſen waren und auch der Vorrat, den ein friſch eingeſchwärmter Zug mitbrachte, keine Linderung des Feuers bewirkte, erhob ſich der Hauptmann und deutete mit dem Stocke auf den feindlichen Graben jenſeits des Drahtverhaus. Ein Gefreiter ſprang auf, gab ſeinen Kameraden das Gewehr und ſchnitt mit der Schere eine Gaſſe in den Draht; auch die zugelaufenen Pioniere zückten ihre Scheren, und nun ſprangen etwa vierzig Mann durch die Gaſſen in den unbeſetzten Graben und dehnten ſich nach beiden Seiten aus. Zuletzt ſprang der Hauptmann hinunter. Der Graben war nicht eben tief; doch ſah nun der Hauptmann ein zweites breites und dichtes Drahthindernis vor ſich, er ſah die feurigen Einſchläge auf dem Walle des Forts und hörte das dumpfe Poltern des jetzt unſichtbaren Panzergeſchützes. Wenn der Franzoſe aus dem Innern des Forts heraus die Wälle beſetzte, war alles verloren. Da erhob ſich der Hauptmann zum zweiten Male. Er deutete mit dem Stock auf das rieſenhohe Fort und die Leute hörten ihn ſagen:

„Drauf, das Fort iſt unſer! Was fällt, fällt!"

Dieſer Satz, ſowohl auf den Berg bezogen als auch auf die Stürmer und über beiden auf das Schickſal ſelbſt, dieſes harte Gebot, das ein Befehl war, gab auch dem Letzten Mut. Alle erhoben ſich. Noch einmal rief ein Leutnant, der plötzlich an der Rückſeite der Pfähle die Glasiſolatoren einer Hochſpannung erkannte hatte: „Zurück!" Als ihm aber ein Pionier, da keine iſolierte Drahtſchere zur Hand war, eine Kreuzhacke reichte, mit der er nun in mächtigem Schwunge das Hindernis zertrümmerte, und als nun aus den lebloſen Drahtenden kein Feuerſtrahl zur Erde ſprang, da kletterten die Leute, ohne das Durchſchneiden abzuwarten, hinüber.

Mit zerfetzten Hoſen und blutigen Schrammen ſtanden ſie vor dem Feſtungsgraben. Ein zweieinhalb Meter hohes Eiſengitter, mit fingerdicken Drähten verſpannt, trieb ſie zurück. Hier halfen keine Scheren mehr. Einige blickten dennoch durch das Gitter. Sie ſahen dahinter einen fünf Meter tiefen Graben, deſſen Wände ſenkrecht abfielen, und der zum Knochenbrechen geſchaffen ſchien. Der Grund des Grabens war dunkel. Und gelangte man auch heil unten an, dann wurde er zur Falle. Man kam nicht wieder heraus, und dann würden die verſteckten Maſchinengewehre auf die Gefangenen fetzen.

Die Leute zitterten. Plötzlich hörten ſie die helle Stimme eines Unteroffiziers: „Hierher, Herr Hauptmann!" Die Männer ſahen an der Nordweſtecke des Forts ein mannsgroßes Loch, das eine deutſche Granate in das Eiſengitter geriſſen hatte; auch die Grabenwand war zertrümmert und abgeſchrägt, und man konnte leichter hinunterklettern.

Die Spannung dauerte nur einen Augenblick. Dann wagte ein Reſerveleutnant den Sprung; ein Vizefeldwebel hielt ihn ſtützend an der Hand und dann kollerten beide in die Tiefe. Die Leute folgten ihnen; einer nach dem andern ging in die Breſche, die in Wahrheit einer Mauſefalle glich, keiner zog ſeinen Kopf aus der Schlinge zurück.

Plötzlich rauſchte eine Schwere heran, der Hauptmann, der noch außerhalb der Breſche ſtand, fiel auf ſein Geſicht, ein Ruf gellte: „Der Hauptmann iſt gefallen!" Der Ruf pflanzte ſich nach rückwärts fort, die Melder ſchnappten ihn auf, er kroch durch die ſchwarzen Drähte zu den Stäben, und man ernannte in der Ferne dem Toten einen Nachfolger. Noch im Sturze aber hatte der Hauptmann den Ruf gehört, und das verkürzte ſeine Ohnmacht. In ein paar Augenblicken ſtand er wieder auf den Füßen, fuhr dem Rufer übers Maul und ſandte, von ſeinen Leuten unterſtützt, ein paar kräftige Flüche gegen die Batterien. Eile tat not. Ein Mann hielt ihm ſeinen Gewehrlauf hin; er hielt ſich daran feſt und rutſchte, noch halb betäubt, in die Tiefe, ergriff gleich Balken und Bretter, die da unten herumlagen, lehnte ſie gegen die hohe Grabenwand, und nun rutſchten und kletterten auch die letzten an dem eilfertigen Gerüſt ihrem Führer nach.

Der ſtark gewordene Zug ging von Kaſematte zu Kaſematte und holte die Franzoſen heraus.

Der Hauptmann bestimmte eine Befehlsstelle, wo er selbst blieb. Er wies einen Raum für Gefangene an und sammelte eine Stoßreserve. Er ließ das Fort nach Minen absuchen und von den Pionieren alle Sprengdrähte durchschneiden und sandte Meldungen zurück.

Dann stand er still im Befehlsraum und sagte ein Gebet. Es war militärisch kurz und lautete:

„Gott, Du kennst Deinen Hauptmann!"

Worte eines Soldaten des Krieges und der Bewegung

Die Zeit der flammenden Stahlgewitter hatte ein Gutes: Da, wo Granaten zerschellten, war keiner, der nicht ganz zu uns gehörte. Wer die innere Möglichkeit und den Willen hatte, sich zu drücken, weil er feige war, der war nicht mehr unter uns.

Kameraden, ich kenne eure Sehnsucht. Ihr sehnt euch danach, daß es immer weiter vorwärts geht, ihr wollt, daß keiner in der Kolonne mitmarschiert, der unsere Gemeinschaft verfälscht. Ihr sehnt euch nach dem, was uns einst die Kompanie war: ein Stück Zuhause, ein Stück Heimat. Ihr sehnt euch nach dem Kompanieführer vom Schlage des Frontleutnants. Und ihr habt Angst davor, daß sich ganz leise und unmerklich etwas einschleichen könnte, das unserem Wesen nicht entspricht, daß es eines Tages da sein könnte und dann nicht mehr wegzuwischen wäre. Ihr bangt darum, daß uns nicht erhalten bleibe, was unter uns war, als noch „dicke Luft" war. Ihr sorgt euch, daß etwa nicht unser bleibe, was wir unter Hitlers Siegesfahnen so mühsam erkämpften.

Die Zeit der verebbenden roten Flut hatte auch ein Gutes: Wir wußten alle, was wir voneinander zu halten hatten. Auch hier galt wieder: es war keiner da, der nicht ganz zu uns gehörte.

Wie lange ist es eigentlich her, daß wir in den Tennishallen standen, fünf Stunden lang auf einem Fleck, unseren Führer zu sehen, der von Mann zu Mann ging, um jedem ins Auge zu schauen? Die Machthaber hatten die Kameraden gezwungen, die Stiefel auszuziehen, weil sie staatsgefährlich seien. Aber die Kameraden wichen nicht. Sie standen barfuß, obgleich es Winterzeit war. Wir mußten die blauen Sportmützen verstecken, da sie als „Uniform" verboten waren. Polizei, Massen von Polizei, draußen und drinnen dichte Kolonnen schweigender, gläubiger Männer. Der Hunger zwang manchen auf die Knie, aber er wich nicht, oder Sanitätskameraden trugen ihn fort. Da war aller Herzen schlagen wie ein Schlag. Da gab es kein Wenn und kein Aber.

Was sagte Adolf Hitler damals zu uns? „Meine Kameraden, eines weiß ich sicher: ‚Es ist kein Feiger unter euch!'" Das waren trotz allen Jammers selige Stunden. Wir wußten, daß alle, die da standen, zusammengehörten auf Leben und Tod.

Als Führer sei hart in deiner eigenen Pflichterfüllung, entschlossen in der Vertretung des Notwendigen, hilfreich und gut zu deinen Untergebenen, nie kleinlich in der Beurteilung menschlicher Schwächen, groß im Erkennen der Bedürfnisse anderer und bescheiden in deinen eigenen.

Adolf Hitler

Mutprobe

Die Jungenschaft hatte durchaus nichts dagegen, daß sie einen neuen Jungenschaftsführer bekommen sollte. Im Gegenteil, sie freute sich schon darauf. Es ging allerdings auch das Gerücht, daß gerade diese Jungenschaft schwierig zu behandeln sei, weil sie von ihrem Jungenschaftsführer viel verlange. Und das war das Gute bei ihr. Sie hingen zusammen wie Pech und Schwefel.

Augenblicklich waren sie im Lager draußen. Zelte an einem See. Unwahrscheinliches hatten die Jungen des Stammes geleistet. Überall, wo es etwas zu bauen, zu organisieren gab, waren sie mit Feuereifer dabei. So erklärte sich auch, daß das Lager an dem Tage, da sie es wieder verlassen mußten, in Höchstform war.

An dem See entlang hatten die Jungens eine Badebrücke gebaut, um von dort oben gleich mehr oder weniger elegant ins Wasser springen zu können. Außerdem bot diese Badebrücke eine feine Gelegenheit zum sonnen.

Momentan lag die Jungenschaft 2, die „Herrenlose", auf den warmen Planken.

Wolf versuchte, mit den Zehen den Wasserspiegel zu erreichen, Hans lehnte am Geländer, Willi lag lang auf dem Rücken und ließ sich nur in Ausnahmefällen stören, Helmut kaute mißmutig an einem Grashalm, die anderen saßen in gleichfalls verdächtigem Schweigen ringsum verstreut.

Der Grund dieser Symphonie des Schweigens: Man hatte ihnen ihren neuen Jungenschaftsführer vorgestellt, und der arme Kerl hatte schlecht bestanden.

„War das überhaupt ein Jungenschaftsführer?" meint Willi später, „sah mir vielmehr aus wie ein Waschlappen."

„Heinz heißt der Kerl," sagte Hans, „ein verdammtes Blaßgesicht, mit weißem Oberkörper und . . . hoffentlich ist er nicht feige!" stöhnte er dann.

Helmut fuhr mal wieder auf. „Feige — das ist es — wir müssen sehen, ob er feige ist, nicht wahr?"

Sie rückten zusammen. Sie waren zu jeder Verschwörung bereit. „Also, er muß uns zeigen, daß er kein Waschlappen ist. Ich meine, wir stellen ihm eine Aufgabe. Da kommt er ja auch."

Heinz kam über die Badebrücke. Er wollte sehen, was seine Jungenschaft macht, er mußte doch allmählich Kontakt bekommen.

Aber man empfing ihn schweigend.

„Was ist denn los mit euch?" redete er den Helmut an.

Der blinzelte faul hoch.

„Das ist ja offener Widerstand?" merkte Heinz entsetzt. Mit Erbitterung sah er auf die Jungens.

„Also was wollt ihr?"

Helmut blieb noch faul liegen.

„Wir haben uns was ausgedacht für dich. Wir können nämlich nur einen Jungenschaftsführer gebrauchen, der nicht feige ist, und das sollst du uns zeigen." Heinz sagte nur: „So, und was habt ihr mir da für eine Mutprobe gestellt?" Helmut winkte mit dem Kopf rechts an den See. Da lag die Freibadeanstalt. Man sah von hier nur den großen Springturm. Und eben der Turm war es. „Du sollst dort runterspringen, wir möchten das gern mal sehen."

„Saubande", dachte Heinz. Dann ging er auf den Turm zu.

Die Jungenſchaft war nun ſchwach geworden. Mißtrauiſch ſtarrte ſie auf Heinz, der nun den Turm bald erreicht hatte.

„Er kann natürlich auf das 3-Meter-Brett gehen, anſtatt auf das höchſte, er kann einen Fußſprung machen, er kann ſich hereinfallen laſſen, oder er kann einen ſchönen Kopfſprung riskieren."

Helmut war begeiſtert.

„Wer wettet? Ich wette auf drei Mieter Fuß. Wer wettet dagegen?" Die anderen ſchwiegen und waren hochgeſpannt. Nun ſtieg er die Leiter hoch. Stockte er nicht? Nein, er ging wahrhaftig auf das 5-Meter-Brett. Er ſtand etwas zurück, traute er ſich nicht heran? Doch da! Heinz lief weit nach vorn, ſprang hoch in die Luft mit weiten Armen, ſchien einen Moment reglos in der Luft zu ſchweben und ſtürzte dann pfeilſchnell nach unten und tauchte gerade ins Waſſer.

Die Jungenſchaft ſtand ſtarr. Das war der beſte Sprung ſeit Beſtehen des Lagers.

In einem ſeltſamen Gemiſch von Bewunderung und Überraſchung ſahen ſie Heinz entgegen, der auf ſie zukam.

„Jungenſchaft 2 hört auf mein Kommando! Jungenſchaft 2 angetreten!"

Das fuhr ihnen wie ein Donnerwetter in die Knochen, dann ſtanden ſie.

Sie haben ſich noch gewundert, die von der Jungenſchaft. Nachts wurden ſie plötzlich geweckt. Und als ſie ſchlaftrunken ſtanden, brüllte Heinz ſchon: „Achtung! Dauerlauf durch den nächtlichen Wald!"

„Das iſt eure Mutprobe, Jungen!" hohnlächelte Heinz.

Die verdammte Mutprobe, dachte jeder von der Jungenſchaft.

Oder ſie machten Geländeſpiele, oder ſie tobten im Waſſer, immer wenn es galt, ſchwierige Situationen zu meiſtern, immer kam das Wort von der Mutprobe und der Hohn: „Laßt euch nicht lumpen, Jungen!"

Trotzdem ging alles in Ordnung, und die ganze Jungenſchaft ging für Heinz durchs Feuer.

In der Masse gehen ist leicht,
über ihr stehen ist schwer;
in ihr gehen und über ihr stehen zugleich
ist am schwersten,
ist Führertum!

Kameraden!

In einer Zeit der größten Kraftanstrengungen, der Opfer, des Einsatzes, in einer Zeit des Aufruhrs, des Hasses und der Vernichtung liegt Deutschland und arbeitet in Ruhe und Ordnung, aber jederzeit bereit, das Reich gegen seine Angreifer zu schützen. In dieser Zeit erleben wir nun alle Zeichen der Volksgemeinschaft, Kundgebungen der Alten Garde, Appelle an das deutsche Volk zu neuer Friedensschlacht für seine Unabhängigkeit, Zeichen seiner Einheit zwischen Führung und Gefolgschaft. Dieses Führen und Folgen ist das Geheimnis unserer Kraft und Stärke. Wir alle leben in dem Reich, das das Wort Adolf Hitlers „Unser ganzes Leben verläuft zwischen Führung und Gefolgschaft!" zu seinem Gesetz gemacht hat. Dieses Wort und Gesetz ist unserem Volke nichts Neues. Es ist eine gerade Linie von der Gefolgschaftstreue unserer Vorfahren zu der im großen Kriege und der Bewegung. Ueber Führertum und Gefolgschaft ist zwar schon viel gesagt worden, aber es ist doch das Entscheidende unseres Lebens. War der Kompanieführer das Vorbild seiner Leute draußen an der Front und schuf dadurch den Wall, der Deutschland schützte, so war der sogenannte marxistische „Volksführer" ein Schweinehund, der in entscheidendem Augenblick durch den Munitionsstreik in der Heimat die Möglichkeit der Verteidigung verhinderte, Mann und Führung im Schützengraben und sein Volk dadurch schädigte und verriet.

Es ist dasselbe, was der Führer auf dem Gautag Berlin jetzt sagte: Ueberall, wo unsere Männer und Führer standen, waren sie die Besseren, deshalb setzten wir uns an allen Orten siegreich durch. „Ein Volk ist soviel wert, wie seine Führer wert sind!" Das ist dasselbe deutsche Gesetz. Unter ihm treten die Zehnjährigen im Jungvolk an, lernen durch das Vorleben und Bessersein im Handeln und Wahrmachen der Worte, den Vorgesetzten vom Führer unterscheiden. Die Tüchtigsten aus ihren Reihen stoßen bald selbst zur Führerschaft, und ihre Reihen wachsen weiter in HJ, Partei, SA, SS, durch Arbeitsdienst und Wehrmacht, zum Volk, zur Volksgemeinschaft. In diesem neuen Lebensweg erkennen wir unsere sich immer wiederholende Lebensarbeit.

Jeder von uns soll an sich und in seiner Gemeinschaft daran arbeiten, Nationalsozialist zu werden, soll sich einordnen in das Führen und Folgen. Jeder nach seiner Kraft und seinen Fähigkeiten.

Keiner ist darum besser als der andere, denn alle müssen wir einem Befehl folgen, dem Befehl des Blutes und des Volkes.

Eigensucht, Ueberheblichkeit und Dünkel aber sind der Anfang, der manchen Führer den Weg des Verrats an seinem Blut und an seinem Volk hat gehen lassen.

Welchen Führerrang und welche Führerstellung einer auch haben mag, stets steht er unter diesem Gesetz des Folgens. Sein ganzes Leben und Handeln hat er darunter einzuordnen. Sein Führertum ist ein Auftrag der Gemeinschaft an ihn, eine bestimmte Arbeit vorbildlich für diese Gemeinschaft zu leisten. Ist ein Fähigerer da, so muß er zurücktreten, drängen sich eigensüchtige Burschen dazu heran, so hat er mit aller Kraft und Stärke seines Führeramtes die Pflicht, diese in ihre Aufgaben zurückzuverweisen.

Die Gemeinschaft aber wird stets fühlen und wissen, ob ihr Vormann Führer und damit ihr Beauftragter ist oder Vorgesetzter, der nur etwas vormachen will oder gar ein eitler Nichtskönner, wie deren so viele schon Verderben gebracht haben.

Nach einem aber richtet sich heute das ganze Volk aus, nach Adolf Hitler!

Er ist der wahrhaft Beauftragte seines Volkes.

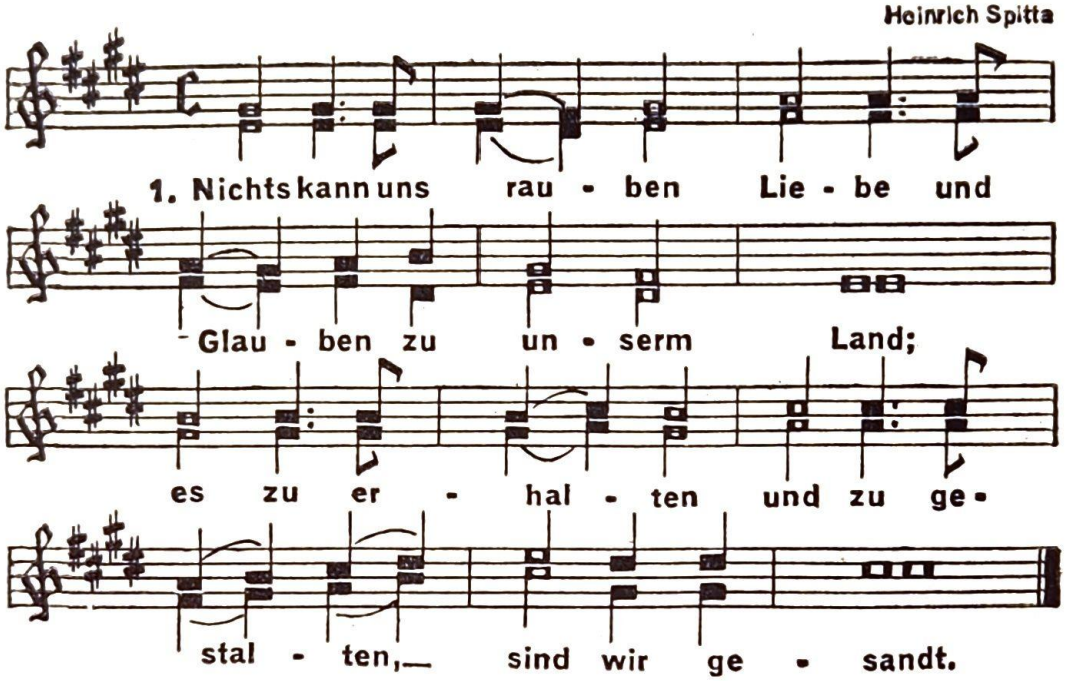
Führer und Volk marschieren heute unter seiner Fahne für eine Idee und für das Reich.

Das Gesetz vom Führertum und Gefolgschaftstreue ist deutsches Leben geworden in dem Ruf: „Führer befiehl, wir folgen!“

Werner Kolbe

Nichts kann uns rauben

Heinrich Spitta



1, Nichts kann uns rauben Liebe und Glauben zu unserm Land; es zu erhalten und zu gestalten, sind wir gesandt.

2. Mögen wir sterben, unseren Erben gilt dann die Pflicht: Es zu erhalten und zu gestalten: Deutschland stirbt nicht!

Quellenangabe:

Geſchichten wurden aus Folgendem entnommen:
Führen und Folgen von Alfred Kotz.
Gefolgſchaft von Horſt Wagenführ.
Männer von Erhard Wittek.

Gedicht und Lied erſcheinen im Einvernehmen mit dem Kulturamt der RJF.

Herausgegeben von der Reichsjugendführung der N.S.D.A.P. Amt für weltanschauliche Schulung.
Druck: Wilhelm Limpert, Berlin SW 68.